

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Der Radium-Vulkan.

Roman von St. G. White und S. S. Adams.

Autorisierte Uebersetzung. — Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Hierauf wandte sich sein Interesse den Naturkräften zu. In einem offenen Stahlgefäß-Laboratorium studierte er den Blitz; doch mit wenig greifbaren Resultaten, außer rheumatischen Anfällen und einem verbesserten elektrischen Stromunterbrecher, den eine der großen Telegraphengesellschaften einführte. Sein Rheuma zwang ihn bald, die Experimente einzustellen. Wahrscheinlich veranlaßte ihn das große Problem der Kräfteforschung zu den Versuchen, die elektrischen Wellen an den Blitzen zu studieren. Jedenfalls war er bald so in das Studium der Elektrizität vertieft, wie sein Landsmann Herz. Wie er oft zu sagen pflegte, wunderte er sich selbst, daß er dieses Studium nicht schon früher aufgenommen hatte — das Gebiet der Kräfte, das er jetzt erforschen wollte, erstreckte sich über die ganze unermessliche Welt der Naturwissenschaften, von denen, die wir mit dem Gehör, bis zu denen, die wir mit dem Gesicht wahrnehmen. Auf diesem Wege kam er ganz natürlich zu den bedeutendsten radioaktiven Elementen, dem Uranium, Thorium und Radium.“

Schließlich versiel er auf die Idee, die ihm zum Erfolg verhelfen und das Leben kosten sollte. In den Eingeweiden der Erde mußte das Geheimnis verborgen sein! Er machte sich an die Vulkane — Erscheint Ihnen das närrisch? Hätten Sie den Mann gekannt, dann würden Sie es nicht mehr lächerlich finden. Er war ein glühender Enthusiast, der geborene Märtyrer, nicht so fischblütig wie wir, in seinen Adern rollte Feuer — — —

Wir gingen auf die Jagd nach Vulkanen, denn Professor Schermerhorn's Theorie zufolge wurden vulkanische Ausbrüche von einer unbekanntem Kraft verursacht, deren Wirkungen weder den Explosionen noch der Wärme allein zuschreiben wären, sondern einer anderen Kraftquelle — Radium meinetwegen, nur nannte er es nicht so. Das Radium, das unsere modernen Gelehrten kennen, betrachtete er als harmlosen Zeitvertreib für Leute, die nichts Besseres zu tun haben. Kraft in so minimalen Mengen schätzte er nicht.

Kurzum, wir bewegten uns andauernd zwischen Vulkanen. Allmählich gewöhnte ich mich denn auch derartig an das Kämpfen im Umkreis sämtlicher Höllenspuhl-Arten, daß mir der Qualm eines Schwefelhölchens wie reinste Sinnenluft vorkam. Wo immer ein Fiedel der alten Erde zu einer Beule zusammenschwären wollte, waren wir dabei, bis der Doktor sich schließlich so durch und durch vergiftet hatte, daß er die Sache aufgeben und nach Philadelphia zurückkehren mußte. Dort erbettelte ein bejahrter, zurzeit auf dem Trockenen sitzender Seemann einen Dollar von dem Professor — was übrigens kein Kunststück war — und erwähnte beim Herbeten seiner Leidensgeschichte auch einen

kleinen Kegentessel höllischer Bosheiten — eine vulkanische Insel, die nicht auf der Karte stand und ihm allein bekannt war.

„Da ist ja endlich, wonach wir so lange vergeblich gesucht haben, Percy!“ sagte er in seiner seltsamen, langgedehnten Sprechweise. „Ein kleines Privat-Vulkanlaboratorium ganz für uns allein. Total unbekannt, auf keiner Karte zu finden. Morgen fahren wir ab!“

Ob ich mitwollte oder nicht, hat der Doktor mich nie gefragt. Das nahm er als ganz selbstverständlich an. Ich sagte ihm auch nicht, daß die drei Lebensversicherungsgesellschaften, die, auf meine gute Konstitution bauend, mich in törichter Vertrauensseligkeit aufgenommen hatten, die wahnsinnigsten Anstrengungen gemacht hatten, sich mit mir über die Polizen zu vergleichen. Sie fühlten sich überborteilt. Was nützt einem schließlich die beste Konstitution, wenn man auf Vulkanen wandelt? Es hatte auch gar keinen Zweck, die Sache dem Doktor mitzutellen, er hätte sich nur darüber geärgert. Außerdem glaubte ich nicht an das Vorhandensein jener Insel, die ich für ein Phantasiengebilde des gestrandeten Seemanns hielt. Als sie eines Tages wirklich an dem bezeichneten Fleck auftauchte, war niemand so erstaunt, wie das riskante Versicherungsobjekt, das jetzt vor Ihnen liegt.

Was die Beschaffenheit der Insel anbetrifft, so muß ich zugeben, daß sie den Angaben des alten Seebären auf das genaueste entsprach. Dort unten am Strande, wo Sie sich aufhielten, Slade, hatten Sie freilich keinen rechten Einblick in die Sache, aber weiter oben, wo wir hausten, konnten Sie alles für Ihr Geld haben. Geysir, heiße Quellen, rauchende Spalten, verschmizte Miniaturkrater voll kochender Lava, die sofort in halben Portionen heiß serviert werden konnte, mehr Gase, als Sie in sämtlichen chemischen Laboratorien der Welt hervorzubringen imstande sind; kurzum, der Ort war wie geschaffen zu einem paradiesischen Gesilde für Satanas in höchstgelegener Person und — Doktor Schermerhorn!

In den ersten sieben Monaten betätigte er sich fast ausschließlich in der Nähe der kleinen Rauchlöcher, nur gelegentlich machte er einen Ausflug nach dem Hauptkrater. Meine Pflicht bestand darin, hinter ihm zu gehen und ihn wegzuschleppen, wenn er bewusstlos wurde. Manchmal versuchte ich, ihn fortzuziehen, ehe er so weit war. Dann geriet er in Wut und schlug um sich. Vielleicht hätte ich dadurch sein Vertrauen ein; denn er zog sich mehr und mehr in sich selbst zurück. Tagelang sprach er überhaupt kein Wort mit mir. Wissen Sie, weshalb ich Sie damals so oft am Strande besuchte, Slade? Sie glaubten, daß ich Sie überwachen wollte. O nein, ich tat es nur, weil ich mich vereinsamt fühlte. Auch ging es mir wirklich nahe; denn den alten Mann mußte man gern haben, und zugeiten schien er gar nicht derselbe zu sein. Darf ich Sie um drei Bündel Holz bitteln? Danke — — —

Zuweilen ging die Sache schief: dann fauchte der Doktor seine kleinen Krater, brummte langatmige Bemerkungen und wollte nichts essen. Doch der Dämon der Arbeit hegte ihn bald wieder zwischen Krater und Laboratorium hin und her, wo er unentzifferbare Notizen ins Buch kritzelte.

Er besaß eine besondere Vorrichtung in Gestalt einer seltsam geformten Retorte, mittels der er die Gase aus den Kratern auffing. Wenn ich hörte, daß er eine dieser Retorten wütend zerschmetterte, dann wußte ich: heute ist ein Unglückstag. Inzwischen zeigte der Vulkan aber auch — daß er Temperament besaß.

So verstrichen fünfviertel Jahre — anderthalb, und ich begann schon zu zweifeln, ob wir die Insel jemals verlassen würden. Mein Tabak ging auf die Reize, und die Leute wurden unruhig, so daß meine Besuche am Strande sich recht interessant gestalteten. Eines Tages kam der Doktor mit strahlendem Gesicht aus dem Laboratorium.

„Jetzt dauert es nicht mehr lange, Percy,“ sagte er in dem alten Ton. „Jetzt nicht mehr. Der erste wirkliche Erfolg! Wir müssen die Kraft bloß noch unter unsere Kontrolle bringen! Aber das Ziel ist erreicht!“

„Es ist aber auch die höchste Zeit, Herr Doktor,“ erwiderte ich. „Wenn nicht bald etwas geschieht, werden wir mit den Leuten Schwierigkeiten haben.“

„So?“ fragte er erstaunt. „Aber tun könnten sie uns nichts — gar nichts,“ setzte er hinzu, sein großes Haupt vertrauensvoll hin und her wiegend. „Wir sind bewaffnet.“

„Aberdings, sie aber auch.“

„Uns stehen Waffen zu Gebote, wie sie noch nie ein Mensch besaß,“ wiederholte er, brach dann aber kurz ab und ließ mich stehen.

Seitdem denke ich darüber nach, was wohl geschehen wäre, wenn die Leute uns angegriffen hätten. Es wäre sehenswert gewesen und — überraschend! Dessen bin ich gewiß. Vielleicht hätte ich dann etwas mehr von dem großen Geheimnis erfahren — — Jetzt ist alles so dunkel — — hier und da nur ein Fünkchen — — ein paar Theorien — — ein bloßes Aufdämmern — —“

5. Kapitel.

Telesium.

„Wie ich die nächsten sechs Monate verbrachte, kann ich Ihnen kaum beschreiben! Zuweilen langweilte ich mich fürchterlich. Doch gab die Beimischung des Geheimnisvollen, Ungeheuren und der schlummernden Gefahr der Sache immerhin einen Reiz. In den Perioden tödlichen Stumpfsinns fand ich einiges Vergnügen darin, das Lager zu besuchen und den Nigger zu necken. Slade wird Ihnen wohl schon erzählt haben, daß jener über einen unerschöpflichen Fonds an Aberglauben verfügte. Was er noch nicht wußte, lernte er durch mich hinzu und ich bin überzeugt, daß er, falls er in seine Heimat zurückgekehrt wäre, beachtenswerte Beiträge zur afrkanisch-amerikanischen Sagenlehre hätte liefern können.“

Entsinnen Sie sich noch der Vampire, Slade? Und der Teufelsflammen? Natürlich hütete ich mich wohl zu erwähnen, daß ich über diese Spulangelegenheit selbst nicht Bescheid wußte. Doch bildete sie damals eine Quelle des Vergnügens für mich, obgleich ich mir stets bewußt war, mit dieser Art Zeitvertreib ein gefährliches Spiel zu spielen, wie die keineswegs freundlichen, sondern immer halb zweifelnden, halb furchtsamen Blicke der Leute mir bewiesen. Selbst in Handy Salomons, des großen Realisten, Seele schlummerte ein Fünkchen Aberglaube, bei dem man ihn fassen konnte. Nur Gagen — Slade wollte ich sagen — war über mich erhaben. Ich habe mir in jenen Tagen genug über Sie den Kopf zerbrochen, Slade — —“

Wie ich schon erwähnte, beunruhigte mich des Doktors Benehmen öfters. Er hätte mir ein wenig mehr Vertrauen schenken können.

Wenn ich nachts umherschlenderte, ließ er häufig seine merkwürdigen Lichter spielen, die bisweilen gerabezu erschreckend wirkten. Zufällig machte ich, von einem erhöhten Platz hinunterschauend, eines Abends die Entdeckung, daß ihr Ausgangspunkt nicht das Laboratorium war. Der Doktor arbeitete stets im Freien, wenn er dieses Licht erzeugte. Einmal nahm das Experiment eine ernste Wendung. Das flackernde Licht war erloschen und Doktor Schermerhorn ins Laboratorium zurückgekehrt. Ich kam gerade den Bach

herauf, als er plötzlich die Tür aufriß und herausstürzte, nur mit einem Unterhemd und einem Paar abgetragenen Hosent bekleidet. Um seine Hüfte flimmerte eine Art Glorienschein, der sofort erlosch, als er kopfüber in die kalte Quelle sprang. Natürlich zog ich ihn sofort heraus. Er schien ganz benommen und antwortete auf meine Fragen nur durch Gemurmel:

„Das verstehe ich nicht. Es ist ein unbegreiflicher Zwischenfall.“

Kugenscheinlich wußte er selbst nicht, weshalb er ins Wasser gegangen war, oder er wollte es nicht sagen.

Am nächsten Tage war er wie ausgewechselt, zwar immer noch schweigsam, aber voll selbstzufriedener Heiterkeit. So ging es wochen-, ja monatelang. Die Anfälle von Niedergelagtheit und Verger kamen immer seltener. Da, als ich eines Nachmittags von der Hammeljagd heimkehrte, hörte ich zu meinem Schrecken merkwürdige Töne aus dem Laboratorium. Troß des strikten Verbots drang ich hinein und fühlte mich sofort in einer würgenden Umklammerung, die sich schließlich als Umarmung entpuppte.

(Schluß folgt.)

St. Martin und der Martinstag.

(11. November.)

Kulturgehichtliche Plauderei von Dr. Eugen Sierke  
Braunschweig.

St. Martin war ein wilder Mann,  
Trank gerne cerevisiam,  
Und hatt' doch kein pecuniam.  
Drum mußt er lassen tunicam.

Altes Studentenlied.

Heilige und Staatsmänner, die sonst miteinander wenig gemein haben, teilen das gleiche Schicksal, viel Unrecht leiden zu müssen, womit der so oft angegriffene Reichskanzler, Herr von Bethmann Hollweg, sich trösten mag. Auch Bismarck ging es nicht anders. Aber vielleicht spricht ein späteres Jahrhundert beide noch einig heilig, wie es im fünften Jahrhundert dem Heiligen Martin geschehen ist, der etwa 317 geboren wurde und im hohen Alter von 83 Jahren als Bischof von Tours gestorben ist, ohne daß man viel von seinem Martyrium vernommen hätte. Dies haben ihm erst die mittelalterlichen Rufensöhne auferlegt, indem sie ihn ganz ohne beglaubigten Grund zu einem fidelem Kneipbruder stempelten, der seinen Mantel habe versehen müssen, um nicht wegen Zechprellerei in arge Ungelegenheiten zu geraten.

Martin, den man torbial auch Marten, Martel, Matees, Martens und mit ähnlichen Roseformen zu umschmeicheln liebte, war einer römischen Offiziersfamilie entprossen und soll, da er in seiner Jugend auf Wunsch seines von der Bile auf gebietenen Vaters sich gegen seine eigene Neigung, die ihn zu dem Anachoretentum und dem christlichen Bekenntnis hinzog, dem Soldatenstande zuwandte, von Mars, dem Kriegsgotte, später seinen Namen genommen haben. Als Kriegsmann mag er wohl einen guten Trunk nicht verschmäht haben — er gehörte bis zu seinem 21. Lebensjahre dem Heere an —, aber daß er ein besonders starker Zecher gewesen sei, haben seine zeitgenössischen Biographen nicht bezeugt. Sie erklären den Verlust seines Mantels, der später sein Attribut geworden ist, ganz anders. Als ihm nämlich ein Bettler, der heilig unter der Kälte litt, begehrte, teilte er seinen Mantel und gab die eine Hälfte ihm. Im Kampfe steckte er die andere ans Schwert oder an die Lanze und führte damit den Kameraden voran, ihnen den Sieg bringend. Da er schon als Anabe in Pavia, wo er erzogen ward, mit dem Christentum bekannt geworden und ihm gewonnen war, so ließ er sich bereits im 18. Jahre taufen, verblieb aber noch mehrere Jahre bei seinem Truppendeile in Gallien, bis er mit dem Bischof Hilarius von Poitiers in persönliche Berührung trat, der ihn für den geistlichen Stand zu gewinnen suchte und ihn ausbilden lassen wollte. Für die Theologie, wie überhaupt für das Studium der Wissenschaft, scheint er indessen nicht viel Neigung verspürt zu haben, da er das Leben eines Einsiedlers vorzog, um als Heidenbekehrer zu wirken und dem Christentum, das er innig verehrte, viele Anhänger zuzuführen. Auch in seiner Familie trachtete er als Werber für dieses zu wirken, erzielte aber nur bei seiner Mutter, die sich ebenfalls taufen ließ, Erfolg.

In den theologischen Wirren, welche durch das Auftreten der Arianer entstanden, hielt er treu zu seinem Bekenntnis, für das er sogar das Martyrium körperlicher Nüchtigungen auf sich nahm. Später hielt er sich auf einer Insel in der Nähe der genuessischen Küste auf, ging dann aber wieder nach Gallien und gründete dort in der Nähe von Poitiers um 370 eine Mönchsgemeinschaft und ein Kloster. Als der Bischof von Tours gestorben war, wählte ihn diese Stadt in Gemeinschaft mit Nachbargemeinden zum Bischof, was ihm aber so wenig erwünscht war, daß er sich entschieden dagegen sträubte und in seinem Kloster der Annahme des Bischofsstabs sich zu entziehen verfuhrte. Auf hartes Andringen gab er jedoch nach, als man ihn halb mit Gewalt aus dem Kloster zu ent-

## Vermischtes.

Führen Miene machte. Louis wurde nach seinem Tode ein vielbesuchter Wallfahrtsort, da Martin alsbald zu der Höhe eines fränkischen Nationalheiligen erhoben ward. Sein Andenken stieg immer mehr zu hohen Ehren empor und wurde auch von Dichtern außerordentlich gefeiert. „Faire la Saint Martin“ sagte man später von einem Hochgelagte, Martin, sich betrinken: „le mal de Saint Martin“-Rausch. Wie St. Martin zu dieser zweifelhaften Ehren, die auch das oben zitierte Studentenlied erwähnt, gelangt ist, ergibt sich aus der nordischen Mythologie. Es ist zweifellos nachweisbar, daß Martin an die Stelle Odins oder Wuotans, des Göttervaters, getreten ist, dessen Andenken man im Herbst bei den großen Festen zu feiern pflegte, die im Beginn des November von den alten Germanen zu Ehren der Götter mit Opfern und Trinkgelagen veranstaltet wurden. „Münnerinken“ hieß bei solchen Gelegenheiten, durch Trunk das Andenken (Münne) ehren. Solche Umtrünke fanden vor allem zu Ehren Wuotans statt; den man sich zu Hof oder zu Fuß in weiten Mantel gehüllt und das Haupt mit einem breitrandigen, tief in das Gesicht gedrückten und es verdeckenden Hute ausgestattet vorstellte. Genau in derselben Art wird St. Martin in Bildern dargestellt. Wie Wuotan hält er Lanze oder Schwert auf dem Kofse sitzend in seiner Rechten, und da auch er am 11. November seinen Namens- und Gebenstag hat, so leidet es keinen Zweifel, daß er an die Stelle Wuotans getreten ist. Auch der Mantel bezeugt dies. Denn Wuotans Mantel, den die heidnischen Priester in einem Tempel bewahrten und der den Königen, sobald sie in die Schlacht zogen, von den Priestern umgehängt oder auch nachgetragen wurde, war das Symbol und Unterpfand des Sieges. Martin, der Reiter mit dem Mantel, ist der Schutzpatron der Kriegsteile: wer möchte bei solchen Analogien mit Wuotan noch leugnen, daß beide Gestalten einander decken? So aber erklärt sich auch die Beziehung Martins zum Trinken, die sich in dem oben erwähnten französischen Redewendungen noch erhalten hat: es sind das nichts weiter als Ueberbleibsel der Wuotans-Ehrentrünke im Herbst vor Einbruch der Winterszeit. Auch wurde St. Martins Mantel den Königen in die Schlacht mitgegeben — ein weiterer Beweis für die Identifizierung Martins mit der altnordischen Gottheit. Dieser Mantel, lat. capa, verschaffte denen, welche ihn trugen, den Wädern des Heiligums, den Namen capellarii, und dem Bau selbst die Bezeichnung capella, woraus dann für die ersten, die doch stets den geistlichen Stande zugehörten, die Bezeichnung Kaplan, für den Ort: Kapelle wurde. Kluge erklärt den Namen aus dem Diminutiv von capa, das capella lautete und ein kleines Mäntelchen bedeutete.

Auch die Martinsgans, die man leider seit dem Kriegsbeginn gleichsam als eine Karikatur zu betrachten hat, hängt mit dem heidnischen Götterkultus zusammen, der im November die großen Ernte-Dankopfer erforderte. Einrod bemerkt darüber folgendes (Deutsche Mythologie 508): „Im Spätherbst pflegt der gemeine Mann noch jetzt für den Winter einzuschlachten. In heidnischer Zeit gab er dabei auch den Göttern ihren Anteil. Grimm bezieht auch den Brauch, beim Einschlachten ein Gastmahl zu rüsten und Fleisch und Würste den Nachbarn zu schenken, auf die alte Opfergemeinschaft. Daß der November nicht des häuslichen Einschlagens wegen Schlachtmonat heißt, sondern mit Bezug auf die alten Opfertiere, zeigt der entsprechende angelsächsische Name: „blömonadh“, der mit Bluten nichts zu schaffen hat, da angelsächsisch blötan, abd = pluozan opfern bedeutet. So ist nachgewiesen, daß außer der Gans, Hühner, Schweine, Rinde und Pferde zur Martinsfeier gehörten. Das Pferdeopfer, das für die Deutschen charakteristisch blieb, obwohl wir es mit Indern, Persern und Slaven gemein hatten, erkannte an, daß das Pferd ein reines Tier sei.“

Auch die Martinsfeuer, die früher in ähnlicher Weise, wie am Johannisstage, entzündet wurden und einestheils zu Ehren Wuotans (Wodes) zum Himmel emporloderten, andertheils um die bösen Geister, die am Beginn des Winters die Menschen umhanteln, fern zu halten, zeigen den heidnischen Ursprung der Kult-handlungen. In Deutschland galt — zumal in den nördlichen Teilen — der November bereits als Winteranfang. Man verlegte den Termin auf den Martinstag, an welchem zur heidnischen Zeit die großen Opferveranstaltungen eines ganzen Bezirks stattfanden pflegten, mit denen auch die Feiern der Weinerte verbunden war. Auch die gallikanische Kirche begann mit diesem Tage der Adventszeit das neue Kirchenjahr. „St. Martin macht Feuer im Kamin“ hieß es früher, weil nicht nur draußen, sondern auch drinnen in den Behaulungen der Winteranfang sich geltend machte. Auch in ländlicher Hinsicht war St. Martin ein wichtiger Termin, denn von diesem Tage an begann man das neue Lachjahr zu rechnen. — Das bezeugt auch die noch vor einem halben Jahrhundert in Ostpreußen auf dem Lande und in kleinen Städten gebräuchlich gewesene Viehzeit des Gesindes. Knechte und Mägde entließ und mietete man zu Martini. Aus all diesem ersieht man, was für ein wichtiger Heiliger der gute Martinus früher gewesen ist und wie umfassend und mannigfach seine Einwirkung auf das bürgerliche Leben sich gestaltete.

Marteine, Marteine  
Mach's Wasser zu Weine

sangen selber die Kinder in Sachsen. Wir wären heute schon zufriedener, wenn er uns reichlich Kartoffeln bescherte! Aber damit scheint er sich nicht abzugeben. —

\* Eine Ersparnis von 140 Frs., die die Franzosen 10 Millionen kostete. Da der französischen Regierung von der Presse immer wieder vorgeworfen wurde, daß sie in der Kriegszeit zu viel Geld nutzlos vergeude, suchte der Finanzminister Ribot endlich einmal seinen Sparfanatismus am den Tag zu legen. Wie es ihm aber dabei erging, kann man dem unfreiwillig komischen Bericht des „Deuvre“ entnehmen. Schon vor Monaten beschloß die Regierung, den Kriegslieferanten einen Teil ihrer Gewinne in Kriegsanleihen auszuwählen. Da zur Ausführung des Beschlusses aber die richtige Organisation fehlte, setzten die Kriegslieferanten durch alle möglichen Schliche immer wieder durch, daß sie sich um diese unfreiwillige Kriegsanleihezeichnung drückten und ihre Forderungen in harter Münze ausgezahlt erhielten. Darum wurde beschlossen, für die Zahlungen an die Kriegslieferanten einen besonders organisierten Schalter unter ständiger Kontrolle zu errichten. Und gerade in diesem Augenblick wurde der Finanzminister Ribot jäh von seinem Sparfanatismus erfaßt. Er forderte, daß ihm eine Aufstellung übergeben werde, welche Kosten zur Einrichtung dieses Kassenschalters erforderlich wären. Diese Aufstellung erfolgte auch, und der Kostenanschlag belief sich auf 153 Frs. Herr Ribot erklärte jedoch, daß dies für einen Kassenschalter zu viel sei, und verlangte eine neue Aufstellung. Diese erfolgte auch, und diesmal betrug der Kostenanschlag 140 Frs. Der Finanzminister meinte jedoch, daß auch dies noch zu viel sei, und ließ den Kostenanschlag wieder zurückgehen. Seitdem wurde keine neue Aufstellung vorgenommen, und bis zum heutigen Tage wurde der Kassenschalter nicht eingerichtet. Nach der Berechnung eines Finanzfachverständigen aber hätte die französische Regierung in dieser Zeit von Seiten der Kriegslieferanten nicht weniger als 10 Millionen Kriegsanleihe erhalten können, welche Summe der Ersparnis von 140 Frs. gegenübersteht. Es ist demnach begreiflich, wenn „Deuvre“ den Finanzminister Ribot eine nichts weniger als geniale Persönlichkeit nennt.

\* Das Erfindersieber bei den Neutralen. Die außerordentliche Wichtigkeit technischer Hilfsmittel in diesem Kriege und die in allen kriegsführenden Ländern unablässige Arbeit an Verbesserungen und Neukonstruktionen für den Kampfgebrauch haben zu einer Art Erfindersieber geführt und die verschiedenartigsten Projekte und selbstsamsten technischen Phantasien häufen sich in den Kriegsministerien. Doch nicht nur bei den direkt am Kriege Beteiligten grassiert dieses Erfindersieber, auch in den neutralen Ländern hat die ständige Beschäftigung mit dem Kriege und die Doffnung auf außerordentliche Bezahlungen für den Kampfgebrauch veranlaßt, sich mit Kriegserfindungen zu beschäftigen. Das „Journal des Débats“ berichtet, daß die französischen Völkchen in den neutralen Ländern von morgens bis abends durch den Verkehr mit neutralen Erfindern in Anspruch genommen werden, und ganz besonders wissen sich die Militärattachees kaum vor dieser neutralen Erfinder-Offensive zu retten. Die Erfindungen selbst sind oft die Blüten der sonderbarsten Phantasie. So wurde einer französischen Völkchen ein Mittel angeboten, das die Ueberlegenheit der französischen Flieger sichern sollte. Es besteht in einer Art ungeheurer Angelschnur, die der Flieger herabläßt, wenn er sich über einem feindlichen Flugzeug befindet, um dasselbe so in der Luft zu „angeln“. Eine Erfindung noch neutren Datums ist der „bewegliche Schützengraben“. Es handelt sich um einen Schützengraben aus bombensicherem Material mit Unterständen, Beobachtungsposten und allem, was dazu gehört, der fix und fertig auf Rädern aus der Fabrik geliefert wird und auf der ganzen Front nach Belieben hin und her geschoben werden soll. An das trojanische Pferd erinnert eine Stahlkugel von ungeheurer Umfang, die an den Feind herangerollt und dann plötzlich geöffnet werden soll, um ein ganzes Bataillon Pandgranatenwerfer auszuspeien. Der Erfinder begnügt sich aber nicht mit dieser Idee, sondern schlägt außerdem einen Apparat vor, durch den diese Kugel wie ein Geschloß hinter die feindlichen Linien geschleudert wird, worauf die in der Kugel befindlichen Soldaten hervortreten und den Feind im Rücken angreifen. Man sieht, wie viel Entwicklungsmöglichkeiten die neutralen Erfinder von diesem Kriege noch erwarten.

\* Die „Flüssigkeit der Mäßigkeit“. In französischen Blättern werden der Zweckmäßigkeit oder Schädlichkeit der verschiedenen Genußmittel jetzt längere Betrachtungen gewidmet, wobei das alte Sprichwort von dem Fuchs mit den sauren Trauben wieder manch neue Anwendung erfährt. Nachdem die „Revue“ kürzlich einmal die Urteile verschiedener Autoritäten heranzog, um die Schädlichkeit des jetzt knapp gewordenen Tabaks zu erweisen, verlegt sie sich jetzt auf das Loblied des Kaffees, der den alkoholischen Getränken entschieden vorgezogen sei und sich in der französischen Literatur mancherlei begehrter Würdigung erfreute. So war er das Lieblingsgetränk Voltaires und Dantes und des Historikers Michelets. Dieser besingt den Kaffee als die „Flüssigkeit der Mäßigkeit“, die im Gegenlag zu alkoholischen Getränken die Klarheit steigert und die ungewisse, schwere Poesie der unnebelten Vorstellungen unterdrückt und die Funken einer gut gesehenen Wahrheit sprühen und die Lampe der Wahrheit leuchten läßt“. Auch Eugene Mouton preist in seiner „Kunst, ein Buch zu schreiben“ die Vorzüge des Kaffees, doch warnt er vor dem übermäßigen Genuß, da dieser die gleichen nervösen Erörungen verursachen könne wie der Alkohol.

**Büchertisch.**

— Von Kindern und Weiden. Kriegserzählungen von Helene Stöckl. Preis in Geschenkband 3 M. Verlag Friedrich Andreas Perthes, A.-G., Gotha. — Was die beliebte Erzählerin an Taten und Abenteuern von sämtlichen Kriegsauplänen, vom Meer und aus der Luft zu berichten weiß, wird sicherlich unsere Jugend nicht nur freudig und gespannt aufhorchen lassen, sondern ihr auch den Ernst, die gewaltige Ausdehnung und Größe unseres Ringens vor Augen führen.

— Handbuch der Kunstwissenschaft. Begründet von Universitätsprofessor Dr. Frh. Burger, München, fortgeführt von Professor Dr. Brinkmann, Karlsruhe. Mit circa 6000 Abbildungen. In Lieferungen im Abonnement à M. 1,50, außer Abonnement M. 2.— (Akademische Verlagsgesellschaft, Neubabelsberg). Lieferung 28: Curtius, Die antike Kunst, Heft 4. Immer wieder ist man auf das angenehme überrascht, wenn bei dem Erscheinen einer neuen Lieferung festgestellt werden muß, daß die vorhergegangenen wieder übertrumpft worden sind, daß ein unerschöpflicher Vorrat an Bildern — um nur eins zu erwähnen — den Herausgebern zur Verfügung zu stehen scheint. Dies ist auch wieder der Fall bei Lieferung 28, in der Prof. Dr. Curtius im vierten Heft über die antike Kunst spricht. Weit über den Rahmen seines Themas (altägyptischer Kunst) hinausgehend, stellt er die interessante Frage des Sehens und des Darstellens zur Diskussion und legt in überzeugender und eindringlicher Weise dar, auf welchen Gründen die Verschiedenheiten des Wiedergebens in den verschiedenen Jahrhunderten beruht.

— Frh. Schmidt, Compendium der praktischen Photographie\* ist bei E. A. Seemann in Leipzig in sehr veränderter 13. Auflage erschienen und liefert neuerlich den Beweis von dem großen Können des Verfassers, der sich als Vorstand des wissenschaftlich-photographischen Instituts der Technischen Hochschule in Karlsruhe eines ausgezeichneten Rufes erfreut. In der Neuauflage merkt man fast auf jeder Seite die bessere Hand und das Bestreben nach klarer Ausgestaltung unter tunlichster Vermeidung von Fremdwörtern. Einzelne Abschnitte, wie die über Wahl und Prüfung der Objektive, Belichtung, Entwicklung des unsichtbaren Bildes, Lichtdrö und Solarisation, Kohle- und Bromdruck, zählen zu dem Besten, was in dieser Hinsicht geschrieben wurde. Der Preis des Werkes in Feinen gebunden beträgt 6 M. 50 Pfg.

— Heinrich Weinger, Abriss der Geschichte der Balkanstaaten. (Schriften zur Zeit und Geschichte. 2. Bändchen.) VII, 125 Seiten Oktav mit zwei Karten. Geb. 2 Mark. Verlag von G. Grote, Berlin. — In allen Kreisen unseres Volkes findet sich heute die regste Anteilnahme an den Verhältnissen der Balkanstaaten. Sie wird zum größten Teile durch eine Reihe von Schriften befriedigt, die über die politischen und wirtschaftlichen Lebensfragen jener Völker belehren. Vielfach werden darin auch Einzelheiten aus der Geschichte, allerdings meist nur der letzten Jahrzehnte, erwähnt. Wer einen Überblick über die geschichtliche Entwicklung der Balkanvölker gewinnen möchte, findet zur Zeit für seine Zwecke kein passendes Buch. Die vorliegende Schrift möchte allen denen dienen, welche zwar die Entwicklung der Balkanstaaten nicht in größerem Maße studieren können oder wollen, die aber doch das Bedürfnis haben, sich mit den wichtigsten Tatsachen der Balkan-geschichte bekannt zu machen.

— Berufswahl, Vergabung und Arbeitsleistung in ihren gegenseitigen Beziehungen. Von W. J. Nuttmann. Mit 7 Abbildungen. (IV u 107 S.) 8. („Aus Natur und Geisteswelt“, Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 522. Bändchen.) Gebunden M. 1,20, gebunden M. 1,50. Verlag W. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1916.

— „Das Land“, Zeitschrift für die sozialen und volkswirtschaftlichen Angelegenheiten der Landbevölkerung. Organ für die gesamte ländliche Wohlfahrtspflege. Herausgegeben von Prof. O. Sohnrey. Vierteljährlich M. 1,50. Die auf dem Felde der ländlichen Wohlfahrts- und Heimatpflege führende Zeitschrift „Das Land“ hat ihren 25. Jahrgang begonnen. Das erste Heft bringt eine Reihe von Aufsätzen führender Männer, die, wie Eggelsen v. Wiffing und Eggelsen v. Watoki, der Zeitschrift seit langem nahestehen. Die Ansiedlung auf dem Lande, die „Das Land“ und mit ihm der Deutsche Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege seit nunmehr 24 Jahren betreiben, ist eine wichtige Aufgabe der Zukunft. Nur gelundes und reiches Volksleben auf dem Lande kann uns die lebensfrohe und arbeitsfreudige Landbevölkerung erhalten. Dafür gibt „Das Land“, das die Worte „Zug vom Lande“ und „Heimatslust“ prägte, in Anregungen und Beispielen praktische Wegweisungen; dafür auch pflegt es in seinen Schilderungen des Volkstums das feinsinnige Verständnis und die notwendige Freudigkeit.

— Schlumski. Eine Dunde- und Menschengeschichte. Von Agnes Harber. Mit 16 Bildern von Dora Baum. Preis in Geschenkband 3 M. Verlag Friedrich Andreas Perthes, A.-G., Gotha. — Vom wunderbaren Lebenswege des allzeit trennen Dundes Schlumski erzählt die Dichterin mit zarter, inniger Feinheit. Wie Schlumski von seinem väterlichen Freunde, dem klugen Schäferaro, erzogen wird und wie er diese Erziehung in allen Ecken seines wechselnden Lebens, das reich ist an Not und Entbehrung, aber

auch an Liebe und Anhänglichkeit, zu verwerten weiß, bis er schließlich durch eine mutige und heldische Tat zum glänzenden Ruhms aufsteigt, — das möge man in der Erzählung selber nachlesen. Was das Buch über die Mehrzahl der Dergeschichten hoch erhebt, ist die liebevolle Darstellung der vielgestaltigen Beziehung zwischen Kind und Tier, von der die ganze Handlung getragen wird. Die Bilder unterstützen gerade diesen Zug aufs glücklichste.

— Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W. 9. Das 2. Novemberheft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Walter von Molot: Die Tragödie der dramatischen Handlung; S. Rudnianski: Goethe im Urteil der sibirischen russischen Schriftsteller; Long Kellen: Die slawische Literatur I; Kurt Martens: Flugblätter über den Krieg. — Echo der Bühnen. — Echo der Zeitungen. — Echo der Zeitschriften. — Echo des Auslandes. — Kurze Anzeigen. — Notizen. — Nachrichten. — Der Büchermarkt.

— Ludwig Angenruber. Wenn es einer zu schlau macht. Die Herzaller. Der Schaharaber. Der gottüberlegene Jakob. Verlag der Weltliteratur. München 2, Fürberggraben 24. Preis 10 Pfg.

**Siegener Hausfrauen-Verein.**

Wochen-Räuchenzettel.

Sonntag: Bärlauchsuppe, Gulasch mit Kartoffelmus, Apfelkompott.

Montag: Hafermehlsuppe, Kefel mit Kartoffeln.

Dienstag: Dicke Kartoffelsuppe, Rudeispeise.<sup>1)</sup>

Mittwoch: Gemüsesuppe, Möhre mit Tomatensauce.<sup>2)</sup>

Donnerstag: Herbesuppe, Sauerkraut mit Kartoffelschnee.

Freitag: Suppe von Weizengraupen, Kräuterfisch mit Kartoffeln.<sup>3)</sup>

Samstag: Gerstenkockersuppe, Birnenaussauf.<sup>4)</sup>

<sup>1)</sup> Rudeispeise: Aus selbstgemachtem Rudeisteig schneidet man viereckige Stücke. Eine beliebige Anzahl mürber Kefel wird geschält, in feine Scheiben geschnitten und mit Zucker überkaut. Eine feuerfeste Form wird ausgefettet, Teigstücke und Kefel lagenweise hineingeschichtet. Etwas Magermilch mit Zucker und, wenn man hat, ein Ei verquirlt und über die Speise gegossen und hellbraun gebacken.

<sup>2)</sup> Möhre mit Tomatensauce: Einige Semmeln werden eingeweicht und verrührt. Zerlassenes Fett oder Butter, etwas Magermilch, ein Ei, Salz, Petersilie, Mehl und geriebene Semmeln, der Schnee des Eies hinzugefügt. Alles ½ Stunde stehen lassen und dann mit dem Löffel abkochen und in Salzwasser abkochen. Mit Tomatensauce anrichten.

<sup>3)</sup> Kräuterfisch mit Kartoffeln: Der Fisch, See- oder Flußfisch, wird gereinigt, in Stücke geschnitten, entgrätet und mit Salz bestreut, beiseite gestellt. Salzkartoffel halbgar abschälen, das Wasser derselben mit einer hellen Mehlbreiweine sämig kochen. Kartoffeln, Fischstücke, Zwiebeln, Salz, Thonian, Pfeffer und gargekochte Gelbe Rüben und einen Suppenwürfel hinein, kräftig schwenken und durchziehen, gut abschmecken und in erwärmter Schüssel anrichten.

<sup>4)</sup> Birnenaussauf: Ein Suppenteller Birnen werden geschält mit Zucker bestreut beiseite gestellt. Ein Teig aus gewaschenen Semmeln, Butter, etwas Zucker, Zimt, Mehl und Magermilch eventl. ein Ei, wird mit den Birnen vermischt und in der gut ausgefetteten Auflaufform 1½ Stunden gebacken.

**Silbenrätsel.**

a, al, he, burg, ca, cl, el, de, del, dor, dorf, el, fest, he, ho, heid, ig, ll, ne, nl, ni, o, rings, ster, ten, tro, ung, ve.

Aus vorstehenden Silben und Buchstaben sollen neun Wörter gebildet und derart untereinander gesetzt werden, daß die Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen die Namen zweier Kaiser ergeben. Es bedeuten aber die einzelnen Wörter folgendes:

- 1. Weiblichen Vornamen.
- 2. Eine Sübrucht.
- 3. Ein Ofenbad.
- 4. Einen Vogel.
- 5. Afrische Stadt.
- 6. Eine Schuhvorrichtung.
- 7. Deutsche Stadt.
- 8. Ein Insekt.
- 9. Ortschaften Schriftsteller.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Kreuz- und Quer-Rätsels in voriger Nummer:

Pa	gen
Se	gel

Pagen, Paie, Segen, Segel, Dagel, Gelle.